ECONSTOR
Make Your Publications Visible.

A Service of

ZBW Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Derichs, Claudia; Flüchter, Winfried; Herrmann-Pillath, Carsten; Mathias, Regine; Pascha, Werner

Working Paper

Ostasiatische Regionalstudien: warum?

Duisburg Working Papers on East Asian Studies, No. 1/1995

Provided in Cooperation with:
University of Duisburg-Essen, Institute of East Asian Studies IN-EAST

Suggested Citation: Derichs, Claudia; Flüchter, Winfried; Herrmann-Pillath, Carsten; Mathias, Regine; Pascha, Werner (1995) : Ostasiatische Regionalstudien: warum?, Duisburg Working Papers on East Asian Studies, No. 1/1995, Gerhard-Mercator-Universität Duisburg, Institut für Ostasienwissenschaften, Duisburg

This Version is available at:
https://hdl.handle.net/10419/41020

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

WWW.ECONSTOR.EU

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Vorwort zur Nr. 1 der „Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwissenschaften“

Liebe Leserin, lieber Leser,

diese Ausgabe markiert den Start der „Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwissenschaften“. Mit ihrem grünen Einband unterscheidet sich diese neue Arbeitspapier-Reihe farblich von ihrer bereits seit 1993 in blauer Aufmachung erscheinenden Schwester „Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwirtschaft“. Warum zusätzlich diese neue Reihe?

Nach der offiziellen Gründung des „Instituts für Ostasienwissenschaften“ (I*nf*O) der Gerhard-Mercator-Universität - GH - Duisburg am 31.8.1994 und der festlichen Institutseröffnung am 1.2.1995 lag es nahe, Arbeitspapiere zu publizieren, die dem besonderen Anliegen des neuen Instituts gerecht werden: Interdisziplinarität. An vorrangig diesem Ziel orientieren sich die Themen der „Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwissenschaften“.

Der Nr. 1 einer Reihe kommt gewöhnlich besondere Aufmerksamkeit zu. Sie hat möglicherweise programmatischen Charakter. Wir, die Verantwortlichen der Duisburger Ostasienwissenschaften in den Bereichen Sprachen und Kultur, Wirtschaft, Geographie und Sozialwissenschaften, sind gerade erst dabei, unser gemeinsames Programm zu formen und mit Leben zu erfüllen. Den Beginn der neuen Reihe nutzen wir als Gelegenheit zum Nachdenken über ein Thema, das uns alle in der interdisziplinären Arbeit verbindet und weiterbringen soll: „area studies“.

„Ostasiatische Regionalstudien: Warum?“: Zu diesem Thema war jeder/jede für sein/ihr Fach Verantwortliche der Duisburger Ostasienwissenschaften eingeladen, einen Essay zu schreiben. Das Resultat von fünf ‘Versuchen’ liegt hiermit gebündelt vor.Die Reihenfolge der einzelnen Beiträge ist so konzipiert, daß sie dem Leser den Zugang zum Thema erleichtert. Als Einleitung bietet sich der Essay von Regine MATHIAS an, die Entwicklung, Inhalte und Sinn von „area studies“ generell und an Beispielen problematisiert. Werner PASCHA betont die Gefährlichkeit eines regionalkompetenten Halbwissens und analsysiert diese in Theorie ("Laffer-Kurve") und Praxis (Wirtschaftsrelevanz). Carsten HERRMANN-PILLATH unterstreicht die kulturelle und interkulturelle Kompetenz als ein wichtiges Ausbildungsziel der Ostasienwissenschaften und leitet daraus komparative Wettbewerbsvorteile ab. Claudia DERICHS markiert die ökonomische, politische und gesellschaftlich-kulturelle Dimension der Ostasienwissenschaften. Winfried FLÜCHTER rückt die Probleme der Interdisziplinarität der Regional- und Ostasienstudien unter Einschluß der beruflichen Perspektive ins Blickfeld.
Angesichts der wirtschaftlichen Dynamik des ostasiatischen Raumes, der zunehmenden weltwirtschaftlichen Verflechtungen und des daraus sich ergebenden Bedarfs an interkultureller Kompetenz ist die Bedeutung von Regional- bzw. Ostasien-Experten vital. Freilich sind Regionalwissenschaftler/innen auf dem Arbeitsmarkt noch eine wenig genutzt Ressource. Dies gilt trotz der Tatsache, daß neben traditionellen Fächern wie Japanologie, Sinologie etc. sich inzwischen auch moderne, praxisbezogene Ostasien-Studiengänge an deutschen Universitäten etabliert haben.

Wichtig für die Praxis sind ein konstruktiver Dialog, eine verstärkte Koordinierung zwischen Hochschulen und Wirtschaftsunternehmen sowie ein besserer Informationsfluß zwischen Anbietern und Nachfragern von Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten im Bereich der „area studies“. Möge dieses Heft dazu einen Beitrag leisten!

Duisburg, im September 1995

Prof. Dr. Winfried Flüchter
Geschäftsführender Direktor
Institut für Ostasienwissenschaften

http://www.uni-duisburg.de/Institute/OAWISS/

Warum Regionalwissenschaften? Warum Ostasiatische Regionalstudien?

von Regine Mathias

In Deutschland ist der Bekanntheitsgrad der Regionalwissenschaftlichen Studien vor allem außerhalb der Universitäten nach wie vor noch gering. Als interdisziplinäre Studiengänge passen sie häufig nicht in die gängigen Schemata, und das Befremden, auf das der am Ende des Studiums erworbene akademische Grad des "Diplom-Regionalwissenschaftlers", der "Diplom-Regionalwissenschaftlerin" immer wieder stößt, zeigt, daß der Begriff "Regionalwissenschaften" oft gar nicht oder falsch verstanden wird. Dabei gewinnen diese Studien(gänge) immer größere Bedeutung in einer Zeit, in der das Zusammenwachsen der Welt immer häufiger auch räumlich und kulturell weit voneinander entfernte Regionen zur Interaktion zwingt.

Stellen wir uns einmal folgende Situation vor: Man trifft auf einen deutschen Wissenschaftler (Journalisten, Unternehmensberater etc.), der als Amerika-Experte vorgestellt wird. Im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, daß der Wissenschaftler (Journalist, Unternehmensberater etc.) kein Englisch kann, sondern sich seine Informationen aus deutschen, französischen oder russischen Quellen holt! Wie würde man einen solchen "Experten" einschätzen? Man würde rasch an seiner Seriosität und "Expertise" zweifeln, wenn er sich in den USA nur mit Hilfe von Dolmetschern bewegen könnte. Wenn er nicht imstande wäre, Originalquellen zu lesen und auszuwerten; wenn ihm also englischsprachige Zeitungen, regierungsamtliche Publikationen und erst recht die wissenschaftliche Diskussion in den USA in ihrer ganzen Breite nicht zugänglich wären! Ein Amerika-Experte ohne Englischkenntnisse? Undenkbar! Aber ein Ostasien-Experte ohne Japanisch-, Chinesisch- oder Koreanischkenntnisse? Das ist nicht nur denkbar, sondern in vielen Bereichen (Wirtschaft, Medien, Politik) nach wie vor die Regel.

Damit nicht genug. Manchmal wird solche Unwissenheit sogar noch positiv bewertet. Ein eklatantes Beispiel hierfür bieten Aussagen deutscher Journalisten bei einem deutsch-japanischen Symposium in Berlin im November 1993, in denen zwar der Erwerb von Sprachkenntnissen als u.U. nützlich befürwortet, gleichzeitig aber eine z.B. in einem einschlägigen Studium erworbene tiefergehende Kenntnis der Region abgelehnt wird. Dabei wird mehrfach implizit oder explizit durch Studium erworbenes Wissen mit Voreingenommenheit und mangelnder Distanz gleichgesetzt und damit negativ bewertet, während umgekehrt fehlendes Wissen eher positiv gesehen und mit Unvoreingenommenheit und der Fähigkeit zur Distanz assoziiert wird.[1]

Aber eine derartige Einstellung darf nicht die ultima ratio der Auseinandersetzung mit einem fremden Land, einer fremden Kultur sein, weder im Journalismus, noch in anderen Bereichen wie z.B. Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft. Gerade bei einer relativ großen kulturellen Distanz zwischen zwei Ländern oder Regionen gilt es, sich sehr bewußt und systematisch um Wissen über den anderen zu

[1] Vgl. Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin (Hg.), Symposium. Deutschland und Japan in den Medien des anderen Landes: Image und Wirklichkeit 24.26.11.1993, (Veröffentlichungen des JDZB, Bd. 23) , z.B. S. 36, 42, 50.

bemühen, da man kaum auf gemeinsame Grundlagen oder implizit vorhandenes bzw. in der Schule erworbenes Vorwissen zurückgreifen kann.

Ein Konzept für die Auseinandersetzung mit fremden, vor allem nicht europäisch-westlichen Kulturen und Regionen wie z.B. Ostasien, das die eben konstatierten Mängel beseitigen helfen soll, bieten die an den Universitäten der USA, aber auch an einigen europäischen Universitäten eingerichteten "area studies", von denen sich die deutsche Bezeichnung "Regionalwissenschaft" bzw. auch "Regionalstudien" herleitet. Solche "area studies" entstanden in den USA vor dem Zweiten Weltkrieg und expandierten, als es darum ging, sich in der Kriegszeit ein möglichst umfassendes Bild von der aktuellen Situation in bestimmten Ländern und Regionen zu machen. Dazu richtete man sog. "language and area studies" ein, die zur Ausbildung von Regionalexperten, nicht zuletzt für das amerikanische Militär, dienten. Vertreter verschiedener Disziplinen, insbesondere der Sozial- und Politikwissenschaften, der Kultur- und Sozialanthropologie, der Wirtschaftswissenschaft und der Geschichte wurden in Zentren zusammengefaßt, um gemeinsam möglichst umfassende Kenntnisse über eine Region zu erarbeiten und zu vermitteln. Unter "area" verstand man dabei sowohl ein Land, wie auch eine Region, wobei die Grenzen nicht zuletzt durch die Forderung nach Sprachkenntnissen gesetzt wurden. In dieser Form, basierend auf modernen Sprachkenntnissen, verankert in den einzelnen Disziplinen und mit einem starken Gegenwartsbezug, prägten die "area studies" nach dem Krieg maßgeblich auch die Ostasienwissenschaften an amerikanischen Universitäten.[2]

Man kann das Konzept der "area studies" allgemeiner als "Spezialisierung und arbeitsteilige Vorgehensweise bei gleichzeitiger räumlicher Bündelung der Kräfte" umschreiben. Konstituierendes Element der "area studies" war die Sprachkompetenz der in den verschiedenen Disziplinen verankerten Spezialisten. Die Sprachkompetenz sicherte ihnen allen gleichermaßen den unmittelbaren und umfassenden Zugang zu relevanter Information und erleichterte deren kritische Einschätzung, auch vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen Diskussion in dem jeweiligen Land; sie ermöglichte darüberhinaus die Forschung vor Ort und enge wissenschaftliche Kontakte zu Kollegen in der Region. Vor diesem Hintergrund ist verständlich, daß in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit die Forschung z.B. über das moderne Japan weithin von amerikanischen Publikationen dominiert wurde.

Diese Dominanz wurde zunächst noch dadurch verstärkt, daß in Europa und insbesondere in Deutschland in Bezug auf diese Regionen eine ganz andere Wissenschaftstradition vorherrschte, bei der der Zugang zu den fremden Kulturen über die Beschäftigung mit den klassischen Texten erfolgte, in denen man die Essenz der jeweiligen Kultur zu finden hoffte. Deshalb lagen die Schwerpunkte der Studien auf älteren Sprachformen, und von den Disziplinen her auf Literatur, Philosophie, Religions- und Geistesgeschichte sowie Geschichte.

Erst in den 1960er Jahren entwickelte sich vermehrt ein Interesse an gegenwartsbezogenen, auf die Bereiche Gesellschaft, Politik und Wirtschaft zielenden Fragestellungen, die von der traditionellen Sinologie oder Japanologie nicht beantwortet werden konnten. In dieser Situation griff man das Konzept der "area studies" auf. 1963 wurde an der Universität von Sheffield (GB) ein Centre of

[2] Zusammengefaßt nach Marius B. Jansen, "Stages of Growth", in The Japan Foundation (ed.), Japanese Studies in the United States, Part I, History and Present Condition, Ann Arbor, 1988, S. 27-70, hier bes. S. 27-41.

Japanese Studies gegründet, mit der Absicht, "to gather a group of experts on Japan, each bringing with him a distinct talent, a special discipline, to add to a shared ability to handle the language. [...] together with first-hand experience of Japan and the Japanese [...]"[3]. Ziel war es, die moderne japanische Gesellschaft in all ihren Aspekten zu studieren. Die in Sheffield etablierten Japanese Studies weisen somit die typischen Merkmale der "area studies" auf: Sprachkenntnisse, Fachkenntnisse, Gegenwartsbezug und persönliche Erfahrung in der Region.

Im Laufe der Jahre wurde allerdings auch zunehmend Kritik an dieser Art der "area studies" geübt. So stellte man fest, daß die als Grundlage der "area studies" geltende duale Qualifikation in Sprache und Disziplin in vielen Bereichen nicht ausreichte, um bestimmte Phänomene erklären zu können. Daß die Gefahr einer euro- bzw. amerikazentristischen Sicht nicht dadurch aufgehoben wurde, daß in ihren Disziplinen verankerte Wirtschafts-, Politik- oder Sozialwissenschaftler lediglich die japanische (chinesische, koreanische) Sprache lernten. Der amerikanische Politologe Chalmers Johnson bezeichnete dann 1988 das Konzept der "area studies" in dieser Form als veraltet, weil es "entweder die Anwendung verschiedener westlicher sozialwissenschaftlicher Theorien auf "exotische", (d.h. nicht westliche) Länder oder aber die geistlose, rein empirische Sammlung von Daten für die spätere Auswertung durch einen (westlich geschulten) Theoretiker bedeute"[4]. Johnson kritisiert, daß aus dem Kontext westlicher Gesellschaften deduzierte Theorien allzu unkritisch und ohne Rücksicht auf kulturelle, soziale und historisch gewachsene Unterschiede den verschiedenen Kulturen einfach übergestülpt würden. Man hatte erkannt, daß es nicht genügt, den ganzheitlichen Ansatz der traditionellen Japanologie (oder Sinologie), deren Vertreter der englische Japanologe Geoffry Bownas einmal als "one-man-band playing every known Japanese melody on all the instruments"[5] bezeichnet hat, durch das Zusammenspiel eines ganzen "Orchesters" solcher Japan- (oder auch China-) Spezialisten zu ersetzen. Es geht auch darum, daß die "Musiker", die im Konzert der Japan- (China- etc.) Forschung verschiedene Instrumente spielen, die allgemeinen Grundlagen ihrer "Musik" kennen. Und das sind in der "Musik" anderer Regionen eben z.T. andere als in der westlichen "Musik".

Als in Deutschland in den 1980er Jahren an verschiedenen Universitäten regionalwissenschaftliche Studiengänge eingerichtet wurden, zog man aus dieser und anderer Kritik Konsequenzen. Die modernen Regionalwissenschaften, zu denen auch die Duisburger Ostasienwissenschaften gehören, stehen heute auf drei Säulen: 1. Sprachkompetenz, 2. Fachwissen in mindestens einer Disziplin und 3., und das ist in dieser expliziten Form neu, Kulturelle Kompetenz. Dahinter steht die aus den Mängeln der "area studies" herrührende Erkenntnis, daß diese kulturelle Kompetenz weder allein durch den Sprachunterricht, noch durch ergänzende Anmerkungen einer sog. Landeskunde zu erwerben ist, und auch nicht automatisch, im Sinne eines Synergieeffekts, durch die bloße Zusammenfassung mehrerer Spezialisten in einem Zentrum erreicht wird. Kulturelle Kompetenz bedarf eines systematisch aufbereiteten, breiten und fundierten Allgemeinwissens über die jeweilige Region und die sie

---

[3] Geoffrey Bownas, "From Japanology to Japanese Studies", in: J.Kreiner, R. Linhart, S. Linhart, P. Pantzer und E. Pauer (Hrsg.), Japanforschung in Österreich, Wien 1976, S. 261-280, hier: S. 272.

[4] Chalmers Johnson, "Studies of Japaneses Political Economy: A Crisis in Theory", in : Japan Foundation Newsletter, XVI,3, Dec. 1988, S.1-11, hier: S.3. Dt. Übersetzung v.A..

[5] Bownas, a.a.O., S.269.

prägenden kulturellen Faktoren sowie einer bewußten Auseinandersetzung mit und Reflexion über Fragen und Probleme interkultureller Beziehungen überhaupt.

Was sind also Regionalwissenschaften? Der Versuch, sich mit einem Land oder einer Region multi- bzw. interdisziplinär auseinanderzusetzen, geprägt von dem Bewußtsein, daß einzelne Phänomene in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nicht allein mit Hilfe unserer aus westlichem Kontext abgeleiteten Theorien und Modellen erklärbar sind, sondern in ihrem eigenen kulturellen Kontext, in ihrer eigenen historischen Bedingtheit erklärt werden müssen, um Mißverständnisse zu vermeiden.

Die dazu notwendige kulturelle Kompetenz umfaßt weit mehr als das in zahllosen interkulturellen Trainingsseminaren vermittelte "How to....", also die Kenntnis weniger, auf ganz bestimmte Situationen zugeschnittener Verhaltensweisen, die man bestenfalls imitieren, nicht aber in ihrem Grund verstehen lernt. Die in den Regionalwissenschaften vermittelte Kenntnis der historischen Entwicklung politischer, sozialer und wirtschaftlicher Strukturen und ihrer kulturellen Bedingungen sowie der strukturellen Unterschiede der Rahmenbedingungen menschlicher Interaktion erlauben es hingegen, auch die hinter bestimmten Phänomenen und Verhaltensweisen stehenden Motivationen und Wirklichkeitsdeutungen zu erschließen und somit Gesamtzusammenhänge zu verstehen. Die Fähigkeit zum Verstehen und die Einsicht, daß sich hinter scheinbar Vertrautem auch ganz andere Wirklichkeiten verbergen können - oder anders gesagt, das Infragestellen der eigenen Normalität - sind Grundpfeiler der kulturellen Kompetenz. Sie stellen zugleich grundlegende Fähigkeiten im Umgang mit fremden Kulturen ganz allgemein dar und sind Voraussetzungen für eine erfolgreiche interkulturelle Kommunikation.

Die theoretische und praktische Auseinandersetzung mit Ländern und Regionen, zu denen eine große kulturelle Distanz besteht, muß auf vielen Ebenen stattfinden. Regionalwissenschaftlern fällt dabei eine besonders wichtige Rolle zu. Ihre Sprachkenntnisse ermöglichen es Ihnen nicht nur, sich im Land selbst ohne Probleme zu bewegen, sondern erlauben auch den direkten Zugriff auf unterschiedlichste Materialien und Informationen bis hin zu grauer Literatur etc., ohne daß diese durch Übersetzungen gefiltert und vorselektiert wurden. Die kulturelle Kompetenz ermöglicht darüberhinaus die Einschätzung des Stellenwerts dieser Materialien und Informationen vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklung und der Diskussion in den jeweiligen Ländern und Regionen. Ihr daraus resultierender Informationsvorspung ist, zusammen mit der fachlichen Kompetenz und der Fähigkeit zu interkultureller Kommunikation ein Kapital, durch das die Regionalwissenschaftler einen wesentlichen Beitrag zum Wissen über politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklungen in verschiedenen Weltregionen leisten können.

Auch in Deutschland sollte man im Zuge der zunehmenden Globalisierung von Wirtschaft und Politik das Potential der Regionalwissenschaften stärker nutzen. Die heute noch weit verbreitete Haltung, Fachkenntnisse sehr hoch zu bewerten, während Sprach- und Regionalkenntnisse häufig bestenfalls als schmückendes Beiwerk, nicht aber als wichtige Qualifikation angesehen werden, ist provinziell und einem "global player" nicht angemessen.

Warum Regionalstudien? - Eine Vorkehrung gegen das gefährliche Halbwissen!

von Werner Pascha

Vorbemerkung

Überlicherweise werden die Regionalstudien schlicht damit begründet, daß man zu wenig über fremde Länder wisse und daß dem abgeholfen werden müsse. Dieses Argument greift jedoch in zweifacher Hinsicht zu kurz, und es überrascht deshalb nicht, daß es in der Praxis nur wenig Schlagkraft entfalten kann. Erstens stimmt es nicht mehr so einfach, daß wir schlicht nichts oder minimal wenig über Länder wie Japan oder China wissen. Problematisch kann nur sein, daß das verfügbare (Halb-) Wissen nicht ausreicht und eventuell keine "automatische" Tendenz bestehen könnte, dieses Defizit auch ohne die wissenschaftlichen Regionalstudien zu beheben. Zweitens erklärt das simple Argument noch nicht, warum die Regionalstudien als öffentliches bzw. kollektiv erstelltes Gut bereitgestellt werden sollten. Möglicherweise könnte man es ja jeder einzelnen Organisation überlassen, selbst für Abhilfe zu sorgen.

Eine "Laffer-Kurve des riskanten Halbwissens"

Wir leben nicht mehr in einer Zeit der Ignoranz über die "Welt draußen". Unsere Außenminister jetten von einer Hauptstadt zur anderen, und große Unternehmen setzen Kapital in den verschiedensten Weltregionen ein.

Dadurch, daß die Welt näher zusammengerückt ist, entstehen aber auch Probleme. Radikal verkürzte Flugzeiten und uniforme Hotelzimmer auf der ganzen Welt täuschen eine Homogenität vor, die so gar nicht besteht. Man weiß etwas über die Welt, unterschätzt aber systematisch den noch verbliebenen Grad der Unkenntnis und damit die verbliebenen Risiken.

Auf die Gefahr hin überzupointieren, möchte ich diesen Zusammenhang in einer Art "Laffer-Kurve des riskanten Halbwissens" zum Ausdruck bringen. Auf der x-Achse wird der Grad der globalen Kompetenz bzw. des Wissens um regionale Besonderheiten abgetragen. Die Werte reichen von 0 % bis 100 %, wobei letzterer Punkt natürlich nur eine heroische Randmarke darstellt, die in der Realität nie erreicht werden kann. Auf der y-Achse wird ein Risikofaktor abgetragen, der die Gefahren aus unvollkommener Information erfaßt. Ganz links, bei Kompetenzwerten um 0 %, ist das Risiko ganz gering. Die Inkompetenz ist für die Betroffenen nicht zu übersehen, und man vermeidet damit tendenziell jedes Engagement, das ja immer die Gefahr des Scheiterns beinhaltet. Im anderen Extrem, bei einer Kompetenz von nahe 100 %, ist das Risiko auch wieder extrem niedrig, denn es herrscht - zumindest im Hinblick auf die Regionenkenntnisse - (fast) vollständige Transparenz. Zwischen beiden Extremen liegen also die eigentlich riskanten Positionen, und bei einem bestimmten, aber nicht genau bestimmbaren Kompetenzgrad k % wird das Risiko ein Maximum annehmen. Links davon bzw. von

links kommend nimmt das Risiko zu: Zwar wächst die Kompetenz langsam an, aber man unterschätzt noch den Grad der Unkenntnis und engagiert sich daher zu stark. Rechts von k % nimmt die Kompetenz so weit zu, daß tatsächlich den einem Engagement innewohnenden Gefahren zunehmend erfolgreich begegnet wird (vgl. Abb. 1).

Auch wenn der Leser diesen etwas unorthodoxen Überlegungen bis hierher folgt, bleibt doch eine wichtige Frage. Wenn wir bei der obigen "Laffer-Kurve" von einer systematischen Unterschätzung von Risiken sprechen, mag dies zwar kurzfristig greifen. Längerfristig ist aber zunächst nicht einzusehen, warum es bei diesen Fehleinschätzungen bleiben sollte bzw. warum nicht ein Anreiz für die Betroffenen zur Schaffung von mehr Kompetenz wirksam wird, der das Problem über kurz oder lang behebt.

Hier kommen nun drei weitere Überlegungen zum Tragen:
Solange wir uns links von k % befinden - und ich denke, cum grano salis sind wir noch in einer solchen Situation -, führt eine sich abzeichnende Einsicht in die Inadäquatheit der eigenen Informationsgrundlagen dazu, daß bei einer nur kleinen Verschiebung der Kompetenz nach rechts das Risiko (zunächst) sogar noch zunimmt. Von daher enden viele Versuche, die Kompetenz zu erhöhen, in Frustration, denn direkt sichtbare Erfolge stellen sich (noch) nicht ein.

Ein weiteres Problem kann darin liegen, daß die Anreizwirkung, über mehr Kompetenz das Risiko zu vermindern, sich nicht direkt in die Anreizstruktur der tatsächlich Handelnden übersetzt. Der Ökonom spricht in diesem Fall von einem Principal-Agent-Problem. Der Prinzipal, etwa eine Firma (bzw. ihre Eigner), könnte von mehr Kompetenz und geringerem Risiko profitieren, der handelnde Manager als Agent der Firma aber nicht. Solange der Agent nämlich ein relativ hohes Niveau der Uninformiertheit in der Firma bezüglich seiner eigenen Arbeitsumstände sicherstellen kann, ist er von einschränkender Kontrolle und Rechtfertigungsdruck weitgehend frei. Die Informationsinteressen des Prinzipals (Firma) und des Agenten (Manager) können also leicht konträr laufen.

Schließlich ein drittes Problem: Die vermehrte Informationsaufnahme an sich stellt noch keine hinreichende Lösung der oben angeführten Probleme dar. Mehr Information bedeutet nämlich auch mehr

Komplexität ("Informationsflut"). Sofern die Informationsverarbeitungskapazität nicht mit der Informationsaufnahme Schritt hält, kann letztere wenig zur Verminderung von Risiken beitragen. Adäquate Informationsverarbeitung selbst stellt aber ein erhebliches Managementproblem dar. Beispielsweise geht es nicht allein darum, möglichst viele Informationen weiterzuleiten, sondern auch darum, den unübersichtlichen Informationsfluß wieder auf geeignete Weise zu kanalisieren, ohne der oben beschriebenen Principal-Agent-Problematik zu verfallen.

An dieser Stelle nun zeichnet sich eine Begründung von Regionalstudien ab. Zur Bewältigung der oben diskutierten Probleme ist nämlich das öffentliche Gut Regionalstudien hilfreich, wenn es die Probleme auch nicht vollständig lösen kann.

Bezüglich des ersten Problems helfen die Regionalstudien, den "Quantensprung" in den Bereich rechts von k % zu schaffen, in dem sich die Risiken wirklich vermindern. Aus eigener Kraft schaffen die Firmen diesen Sprung nämlich kaum. Selbst wenn sie über genügend Potenz verfügen würden, wäre das Ergebnis wohl suboptimal, denn die zu schaffende Kompetenz unterliegt zu einem nicht unwesentlichen Teil dem Gesetz nicht-konkurrierenden Konsums, d.h. die Nutzung der Informationskompetenz durch eine Stelle schmälert nicht die Möglichkeit anderer Stellen, diese Information zu nutzen. Zudem sind die Informationsvorteile nicht vollständig internalisierbar. Zumindest nicht unwesentlich sind sie an Personen gebunden und intangibel. Die Personen können abwandern oder Informationen zurückhalten. Die einzelwirtschaftliche Produktion von Regionenkompetenz wird deshalb suboptimal ausfallen. Auch von daher macht es Sinn, entsprechende Regionenkompetenz öffentlich bzw. kollektiv zu produzieren.

Bezüglich des zweiten Problems ist davon auszugehen, daß innerhalb einer Organisation vielfach die Kräfte nicht ausreichen werden, um die Principal-Agent-Problematik zu überwinden. Von daher ist es wichtig, daß die Prinzipale die Möglichkeit haben, von außen Informationen einzuholen, um die Agenten besser zu kontrollieren. Im Einzelfall mögen dies Consultants, Verbände o. ä. sein. Damit auf vorgelagerter Ebene aber nicht wieder die gleichen Probleme auftreten, ist ein Grundangebot an Regionalkompetenz sinnvoll, auf das alle im Prinzip zurückgreifen können.

Schließlich zum dritten Problem: Die Informationsaufnahme wird im gesamten traditionellen Ausbildungssystem unterrichtet. Die Schwierigkeiten der Informationsverarbeitung werden aber vielfach verkannt. Oft ist es nach dem Eintritt in ein Unternehmen fast schon zu spät, eine problembewußte Geisteshaltung zu fördern. Während im japanischen Bildungssystem - vielleicht etwas überpointiert - immer wieder trainiert wird, möglichst viele Informationen unterschiedlicher Tiefe und Konsistenz zu sammeln, zu bündeln und nutzbar zu machen, versteht sich die westlich-deutsche Bildungstradition eher "analytisch": Der einzelnen, isolierten Frage soll auf den Grund gegangen werden. Den Regionalstudien kommt hier nun die wichtige Funktion zu, "synthetisches Lernen" zu fördern, so wie das für eine fremde Umwelt wichtig wird: viele unterschiedlich gewichtige Informationen aufnehmen, verarbeiten, vorläufige Schlüsse ziehen, offen für neue Einsichten bleiben.

Einige Probleme in der Praxis

Die hier angesprochenen Probleme sollen abschließend noch etwas konkretisiert werden. Man könnte dies in verschiedenen Sphären tun, etwa in der Außenpolitik oder im Wissenschaftssystem selbst. Ich möchte hier nur auf die Relevanz für die Wirtschaft eingehen.

Zunächst gilt es zu betonen, daß eine grundlegende Versorgung mit wirtschaftsrelevanten Informationen über Ostasien inzwischen gewährleistet ist. Wer die "Wirtschaftswoche" oder "Capital" aufschlägt, findet eine ganze Reihe von ostasienbezogenen Artikeln. Viele Delegationen von Firmen haben Japan bereist. Es fällt inzwischen fast schwer, einen karrieretüchtigen Mitarbeiter des mittleren Managements eines größeren Unternehmens zu finden, der noch nie in Ostasien gewesen ist, wenn auch vielleicht nur für wenige Tage. Weshalb sollte das nicht ausreichen? Wozu benötigt man ein teures öffentliches bzw. kollektives Gut Regionalstudien?

Die Gefahr besteht - wie im Vorabschnitt bereits theoretisch erläutert - darin, daß das mittlerweile allgegenwärtige Halbwissen nicht als solches erkannt wird, sondern leichtfertig überschätzt wird. Jedem Japankenner ist ein Zyklus von Begeisterung und Frustration in seiner Auseinandersetzung mit Japan bekannt. Zunächst "erschlägt" den Novizen die schier unüberwindbare Fremdheit des Phänomens Japan. Es folgt aber eine zweite Phase, in der man hinter vielen oberflächlichen Unterschieden doch Gemeinsamkeiten erkennt. Ein einfaches Beispiel: Eßstäbchen sind zunächst furchtbar fremd. Schon sehr bald erkennt man jedoch, daß sie im Grunde dem gleichen Zweck wie westliches Eßbesteck dienen. Es setzt eine Euphorie ein: Japan ist doch verstehbar; man muß nur nach den zugrunde liegenden vergleichbaren Strukturen schauen! Derjenige, der noch länger bleibt, kommt aber oft zu der Einsicht, daß sich viele Fragen doch nicht so einfach bewältigen lassen; eine neue Frustration folgt.

Die Gefahr ist jedoch groß, daß der Kurzeinsteiger in der zweiten Stufe hängenbleibt. Leider redet sich der Mensch sehr gerne ein, daß er (im Gegensatz zu vielen seiner Mitmenschen) eben doch den "Durchblick" habe. Verbliebene Widersprüche lassen sich sogar leicht dadurch rationalisieren, daß man Japan (bzw. Ostasien) unterstellt, vieles sei "dort halt inkonsistent". Dies immunisiert die "endgültigen" Kenntnisse, die man selbst über einen bestimmten Markt, die dortigen Konkurrenten oder den staatlichen Importschutz zu besitzen glaubt.

Die Tendenz, beim gefährlichen Halbwissen steckenzubleiben, wird durch eine Reihe anderer Mechanismen gefestigt.

Kleinere Anstrengungen, sich zusätzliche Kompetenz zu verschaffen, bringen oft wenig. Wer sich zusätzliche Erleuchtung über japanische Geschäftspraktiken davon verspricht, daß er bei der Japangeschäftsreise einen eintägigen Besuch in Kyoto mit Besuch eines "echten Zen-Tempels" einplant, wird wohl enttäuscht werden. Das heißt nicht, daß sich nicht manches Wichtige tatsächlich erfahren ließe, etwa über den Stellenwert der "Ausdauer" im japanischen Leben, aber die Gefahr ist groß, daß solche Perlen und einem großen Haufen unverarbeiteter Eindrücke verborgen bleiben und möglicherweise ganz falsche "Synapsen geschaltet werden". Auch der erste Blick in eine Bibliothek mit Ostasienmaterialien - selbst in eine solche bei Praxiseinrichtungen zur Wirtschaftsförderung - wird oft nur zusätzliche Verwirrung stiften: Zahlenangaben widersprechen sich, viele Broschüren sind nicht auf dem aktuellen Stand, wirklich relevante Aussagen - etwa zur eigenen Branche - findet man nicht.

Dazu kommt das ebenfalls schon theoretisch angesprochene Principal-Agent-Problem: Wer hat eigentlich wirklich ein Interesse daran, vollständig adäquate Informationen zu beschaffen und weiterzuleiten? Etwa der dynamische Vorstandsanwärter, der sein Renommee damit fördern will, in kurzer Zeit eine Ostasien-Vertretung "hochzuziehen" (wobei er weiß, daß er spätestens nach drei Jahren eine neue Aufgabe übernimmt, und ein späteres Scheitern der Ostasien-Aktivität an seinem Nachfolger kleben wird)? Oder "unser Mann in Tokyo", der vielleicht eine Niederlassung mit zehn japanischen Mitarbeitern leitet und sich durch selektive Informationspolitik unersetzbar macht?

Oft sind selbst hochrangige Manager erstaunlich unbedarft bei der Einschätzung der mit dem Principal-Agent-Problem verbundenen Gefahren. Wie anders ist der gegenwärtig populäre Vorschlag zu verstehen, die (teuren) deutschen Regionenkenner in den Firmen durch (billige) Einheimische zu ersetzen? Wer im Mutterhaus kann eigentlich beurteilen, wie sehr der engagierte "Söldner" sich wirklich für die Firma einsetzt? Er hat vielleicht im Westen studiert, die Feinheiten verinnerlicht, in einem westlichen Kontext Vertrauen zu gewinnen, ist selber aber von der Firma mangels eigener Regionenkompetenz gar nicht mehr zu durchschauen. Wann merkt das Unternehmen, daß das Management der von ihm geleiteten Auslandsniederlassung zur Hälfte mit Familienmitgliedern besetzt ist?

Schließlich noch ein drittes Problem: Selbst guten Willen und eine gehörige Anstrengung zur Überwindung erster Frustrationen vorausgesetzt: Wie geht man eigentlich mit den verwirrend vielen neuen Informationen um? Wer in Deutschland liest eine hundertseitige Expertise über ein bestimmtes Marktsegment? Wie bekommt der Vertreter in der Außenstelle seine Informationen an die richtigen Stellen in der Hauptverwaltung?

Dies alles sind Fragen, denen sich viele Unternehmen viel zu wenig stellen. Jedenfalls dringen entsprechende Diskussionen kaum an die Öffentlichkeit; sie werden in den Managementmedien kaum aufgegriffen. Regionales Halbwissen in einer globalen Wirtschaft ist kein Thema. Es wird leichtfertig unterstellt, mehr Engagement bringe mehr Wissen, dieses wiederum bessere Ergebnisse.

Ein scheinbar einfacher Zusammenhang, der so aber nicht stimmt. Im theoretischen Teil habe ich versucht zu zeigen, wo das öffentlich bzw. kollektiv bereitgestellte Gut Regionalstudien einen Beitrag leisten kann. "Beitrag" wohlgemerkt - und "kann"! Ich argumentiere nicht, daß andere Beiträge vernachlässigbar wären. Die Wirtschaft selber muß z. B. nach verbesserten Managementinstrumenten suchen, um der Principal-Agent-Problematik bei wenig transparenten Außenstellen - etwa in (auch kulturell) fernen Weltregionen - Herr zu werden. Auch behaupte ich nicht, daß jedwede Form von Regionalstudien, wie sie derzeit praktiziert wird, bereits optimal ist. Viel zu oft wird noch allein die Informationsbeschaffung trainiert, wobei das simple "Wissen" um Details einer Landeskunde bei verbesserten Zugriffsmöglichkeiten auf Datenbanken immer entbehrlicher wird. Entscheidend wird es sein, an den Hochschulen die Informationsbündelung und -interpretation zu trainieren - den Umgang mit zum Teil widersprüchlichen, von unterschiedlichen Interessengruppen gestreuten Informationspartikeln.

Regionalstudien und Wirtschaft sind bei der Suche nach Lösungen für das Problem des gefährlichen Halbwissens natürliche Partner!

Warum Ostasienwissenschaften studieren?

von Carsten Herrmann-Pillath

Die Frage, warum die Ostasienwissenschaften künftig eine große Bedeutung für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft haben werden, wird gewöhnlich mit dem Verweis auf die wirtschaftliche Dynamik des Raumes beantwortet, die ihm eine wesentliche Rolle in der Weltgesellschaft des 21. Jahrhunderts geben wird. Zumeist werden in konkreten Diskussionen dann die Teilantworten in einer Weise aufgebrochen, daß sich die Gemüter manchmal erregen und etwa in eine Auseinandersetzung darüber geraten, ob dies denn tatsächlich bedeuten müsse, daß in Deutschland umfangreiche Mittel in die Ausbildung entsprechender Fachkräfte investiert werden sollten, und ob nicht vielmehr die enge Kooperation zwischen hiesigen und dortigen Fachkräften ausreichen würde: nach dem Modell "hier ausbilden, dort einsetzen". Oder es wird bezweifelt, ob kulturelle und sprachliche Unterschiede in der künftig immer dichter integrierten Weltgesellschaft tatsächlich noch so wesentlich sein werden, daß hierzu eigene Studien anderer Regionen erforderlich wären, um sich in der Praxis zurechtfinden zu können.

Wenn sich hierzu noch die Pessimisten bezüglich der asiatischen Entwicklung gesellen (die von AIDS allerorten bis auf die nahende Umweltkatastrophe Chinas verweisen), dann erscheint es in der Tat zweifelhaft, ob denn solch große Investitionen in spezifisches Humanvermögen erforderlich sind: Europa, insbesondere mit seinem neu gewonnenen Osten, reicht für viele aus. Solche Überlegungen werden dann manchmal auch von den Studierenden geteilt: Vielleicht ist es doch risikoärmer, in eine allgemeine fachliche Ausbildung zu investieren, statt sich an eine bestimmte Region und das Auf und Ab von deren Entwicklung zu binden?

Ich meine, es ist an der Zeit, die Regionalwissenschaften nicht mehr unter dem engen Blickwinkel der regionalen Kompetenz zu betrachten. Die Studentin der Betriebswirtschaftslehre wird häufig feststellen, daß ihr beruflicher Werdegang sie in Bereiche führt, mit denen sie sich im Studium entweder gar nicht befaßt hat, oder wo ihr Spezialwissen sich als wenig praktikabel erweist. Genauso wird ein Student mit regionaler Kompetenz später feststellen, daß unter Umständen gerade ein beruflicher Erfolg in der jeweiligen Region zur Folge hat, daß an ihn Aufgaben in anderen Regionen herangetragen werden. Die regionale Spezialisierung im Studium ist also eigentlich in der gleichen Weise eine Voraussetzung für bestimmte allgemeine Kompetenzen wie etwa eine betriebswirtschaftliche Spezialisierung. Warum? In welcher Hinsicht? Welche allgemeine Kompetenz steht hinter speziellen Regionalwissenschaften?

Die Frage lautet nicht, warum Ostasienwissenschaften studiert werden könnten und sollten, sondern *warum überhaupt* Zugang zu anderen Gesellschaften und Kulturen gesucht werden sollte, um bestimmte, zunächst als "kulturinvariant" identifizierte fachliche Aufgaben zu lösen. Um eine betriebliche Ablauforganisation in einem Unternehmen an diesem oder jenem Standort aufzubauen, ist es erforderlich, organisatorisches Fachwissen zu besitzen: Ist es aber auch erforderlich, Fachwissen - in Ab-

grenzung zum persönlichen, lebensweltlichen Erfahrungswissen - über die gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen eines Standortes zu besitzen?

Und prinzipieller bzw. exakter gefragt: Ist eine besondere *fachliche* Kompetenz gefordert, sich mit solchen Rahmenbedingungen an verschiedenen Standorten auseinandersetzen zu können? Inwieweit ist es diese fachliche Kompetenz, die eigentlich hinter der Ausbildung einer *regionalen* Kompetenz steht? Inwieweit ist eine bestimmte regionale Kompetenz nur eine Art "Übungsfall" zum Trainieren der eigentlich interessierenden, fachlichen Kompetenz im Rahmen des Studiums, analog zu den betriebswirtschaftlichen Trockenübungen in Planung und Organisation?

Konkret gewendet, sollte unsere Frage also gar nicht unter dem Blickwinkel der speziellen Region "Ostasien" diskutiert werden, sondern als eine Variante der viel allgemeineren Frage, ob kulturelle Kompetenz ein Gegenstand von praxisorientierten Hochschulstudien sein sollte. Die Frage ist also auf der gleichen Ebene wie die Frage, ob Amerikanistik erforderlich ist, um - wir bleiben beim Beispiel - ein Unternehmen in den USA aufzubauen, oder ob eine Befassung mit der Romanistik ratsam ist, um im südeuropäischen Bereich praktisch tätig zu werden, und ob beides Befähigungen entfaltet, die dann weltweit einsetzbar sind. Brauchen wir also regionale kulturelle Kompetenz? Und brauchen wir die allgemeine Befähigung, solche Kompetenzen nach Bedarf zu entwickeln? Wie weit ist die Entwicklung einer bestimmten regionalen Kompetenz geeignet, diese allgemeine Befähigung auszubilden? Ist eine ostasiatische Regionalwissenschaftlerin kompetenter im Erlernen einer neuen regionalen Kompetenz für Lateinamerika als ein konventioneller Betriebswirt?
Werden diese - zugegebenermaßen etwas bohrend und suggestiv an den Leser gerichteten - allgemeinen Fragen positiv beantwortet, dann gilt dies notwendig auch für die Frage im Titel dieses Heftes, der wir uns hier eigentlich widmen. Da die anderen Beiträge in diesem Heft eher die spezielle Frage betonen, möchte ich eine kurze Antwort zu diesem allgemeinen Problem finden. Dabei konzentriere ich mich auf den Bereich der wirtschaftlichen Praxis, allerdings aus dem Blickwinkel einer prinzipiellen methodischen Fragestellung.

Meines Erachtens leiden alle Auffassungen, daß eine spezielle interkulturelle Kompetenz nicht erforderlich sei bzw. sich gewissermaßen alltagsweltlich von alleine entwickelt, an einem grundlegenden Mißverständnis wettbewerblicher Prozesse und der Bedeutung komparativer Wettbewerbsvorteile von Standorten, Unternehmen und Ideen. Dieses Mißverständnis ist tief in der Art und Weise verwurzelt, wie Ökonomik heute gelehrt wird, und fügt sich nahtlos in die Vorstellung ein, daß die Welt über kurz oder lang ein normativ und institutionell homogenes Handlungsfeld darstellen würde.
Einfach formuliert, soll diese Homogenität gerade das Ergebnis von Wettbewerbsprozessen sein: Weil Investoren überall ähnliche Rahmenbedingungen für optimal erachten, wird also der Standortwettbewerb letzten Endes eine Angleichung dieser Bedingungen zur Folge haben. Dies ist, salopp gesprochen, die "McDonalds-Theorie zivilisatorischer Entwicklung": Weil in Wirklichkeit alle Menschen Hamburger präferieren, und weil der Hamburger eigentlich das Non-plus-ultra guter Küche und gesunder Ernährung ist, wird sich der Hamburger letzten Endes als Einheitsmahlzeit weltweit durchsetzen.
Diese Auffassung verkennt ganz offensichtlich die eigentliche Ursache für die Dynamik des Wandels in Wirtschaft und Gesellschaft: Unterschiede zählen im wettbewerblichen Neuerungsprozeß, nicht Gleiches. Wer etwas anders macht als andere, und wer dabei Präferenzen und Bedürfnisse für an-

dere entdeckt, die diesen selbst noch nicht bekannt waren, der wird komparative Wettbewerbsvorteile besitzen. Neuerungen sind immer etwas Anderes, Fremdes. Nicht das zählt, was mich als Unternehmer identisch mit dem Verhalten anderer sein läßt, sondern meine individuelle Eigenart.
Dieses einfache Argument gilt nun selbstverständlich auch für viele andere Bereiche. Natürlich müssen Standorte bestimmten allgemeinen Standards gerecht werden, und natürlich werden sich solche Standards weltweit durchsetzen. Aber was letzten Endes einen komparativen Standortvorteil gegenüber anderen Alternativen ausmacht, wird immer und notwendig ein individuelles Merkmal dieses Standortes sein, ein "Anderes". Wenn umgekehrt Unternehmen aus verschiedenen Regionen in einer bestimmten Region im Wettbewerb miteinander stehen, um dort Produktionsstätten aufzubauen und Märkte zu erschließen, dann gibt es natürlich bestimmte technische und organisatorische Normen, die alle Wettbewerber in gleichem Maße befolgen müssen, um leistungsfähig zu sein. Wer aber letzten Endes etwas anders und besser angeht als andere, der wird Wettbewerbsvorteile erlangen: Und wer mit dem "Anders-Sein" des Standortes am besten umgeht.
Wettbewerb setzt also "Anders-Sein" voraus, und Wettbewerb verlangt also eine Verhaltenskompetenz, sich mit dem "Anders-Sein" auseinanderzusetzen. Dabei ist gar nicht im Vorhinein zu identifizieren, was dieses "Anders-Sein" ausmacht.

Die Bedeutung dieses Faktors wird sicherlich mit den in Frage stehenden Gegenstandsbereichen und Verhaltensaspekten variieren. Die theoretische Reflexion über Wettbewerbsprozesse legt aber nahe, daß beispielsweise gerade jene organisatorischen Muster, die durch Wettbewerber leicht imitierbar und adaptierbar sind, eben nicht Grundlage langfristiger Wettbewerbsvorteile sein können. Was ist aber umgekehrt schwer imitierbar, und was könnte also in der Weltwirtschaft ein entscheidender Wettbewerbsfaktor sein?
Dies sind meines Erachtens gerade die als "kulturell" mehr schlecht als recht bezeichneten Merkmale von Unternehmen, Handelnden und Regionen. Dies entspricht im wesentlichen auch der gegenseitigen Wahrnehmung der Akteure in der Weltwirtschaft, etwa im Kontext der verschiedenen europäischen Wellen des Studiums ausländischer Managementkonzeptionen (vor Japan gab es schließlich auch andere Moden, wie in den sechziger Jahren das amerikanische Modell). Insofern läßt sich prinzipiell sagen, daß eine spezifische Kompetenz für den Umgang mit solchen Faktoren ein wichtiger Aspekt der Entfaltung der eigenen Wettbewerbsfähigkeit sein muß. Dabei liegt aber auf der Hand, daß der "Regionalbezug" nur eine black box ist: "Kulturen" können genauso gut multinationale Unternehmen besitzen, in denen Mitarbeiter unterschiedlicher Regionen kooperieren.
Also läßt sich aus der grundsätzlichen Analyse des Wettbewerbsbegriffes die These ableiten, daß interkulturelle Kompetenz ein wichtiges Ausbildungsziel des Hochschulstudiums sein sollte, soweit es einen Beitrag zur wirtschaftlichen Praxis leisten möchte. Natürlich ist dies nicht der entscheidende und allein ausschlaggebende Faktor, aber er wird sich häufig auf genau jenen kleinen Unterschied beziehen, der ansonsten ähnlich leistungsfähige Unternehmen letztlich auf unterschiedliche Positionen im Wettbewerb gelangen läßt.
Für die Regionalwissenschaften bedeutet eine solche Analyse freilich, sich vom Image der "Regionalspezialisten" just zu lösen, wenn der Versuch der Etablierung unternommen wird. Ein anderes Selbstverständnis ist gefordert: Wer Ostasienwissenschaften studiert, trainiert zweierlei: Erstens, eine spezifische regionale Kompetenz (etwa hinsichtlich sprachlicher Kommunikation), aber vor allem zweitens, eine allgemeine, multifunktionale interkulturelle Kompetenz. Beides gemeinsam muß Ausbildungsziel sein, und beides gemeinsam rechtfertigt den Ausbau entsprechender Studiengänge. Men-

schen werden geformt, die Erfahrung im Umgang mit dem Fremden haben, und die gleichzeitig zu einer systematischen Analyse dieser Erfahrung in der Lage sind. Interkulturelle Kompetenz hat in der gleichen Weise System wie betriebswirtschaftliche: Wer lehnt das betriebswirtschaftliche Studium ab, weil letzten Endes ja doch die Lebenspraxis zählt? Niemand (oder wenige). Dennoch wird genau dieses Argument auf die Regionalwissenschaften angewendet.

Natürlich gibt es noch viele andere Argumente, von denen die meisten in den anderen Kurz-Papieren dieser ersten Nummer der Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwissenschaften genannt werden. Meines ist abstrakter und grundsätzlicher als viele andere, die in den Sinn kommen. Vielleicht ist es auch anders.

Warum Regionalwissenschaften? Und wenn Regionalwissenschaften, warum dann gerade Ostasienwissenschaften?

von Claudia Derichs

Die Berechtigung obiger beider Fragen steht außer Zweifel, doch sollte man, bevor man zur Beantwortung des "Warum?" vorstößt, zunächst dessen Bezugssubstantive ins Visier nehmen, um die Vorstellungen von "Region" und "Ostasien" in etwas klarere Linien fassen zu können, als es beim bloßen Dahinstellen der Begriffe möglich ist.

Geht man vom Begriff "Regionalwissenschaften" aus, so ist mancher Leser sicherlich einen Moment lang geneigt, mit einer Region eine territoriale Verwaltungseinheit innerhalb eines Staatsgebietes zu verbinden. Diejenigen hingegen, die sich vorwiegend mit multinationalen geographischen Großräumen beschäftigen, werden umgekehrt kaum auf den Gedanken kommen, mit Regionalwissenschaften einen Forschungs- und Studienzweig zu bezeichnen, der sich Gebieten innerhalb einer Landesgrenze widmet.
Nun liegt, diese Assoziationsspielerei einmal beiseite gestellt, im Falle "Ostasien" nahe, daß die wissenschaftliche Befassung mit dieser Region sich auf einen Teil des Globus richtet, der im Kern die westlichen Pazifikanrainer China, Japan, Korea[6], im weiteren Sinne aber auch Südostasien einschließt. Waren es früher Fächer wie die Sinologie, Japanologie oder Koreanistik, die sich einzelnen Ländern der Region ausgiebig zuwandten, geht heute schnell der Blick über den Tellerrand der einzelnen Nation hinaus - auf die Gesamtregion Ostasien.
Eine Frage, die sich an dieser Stelle aufdrängt, ist die nach der offenbar veränderten Warnehmung der Einzelländer wie auch der Region als ganzes. Zumal: Hat es je große Verwunderung hervorgerufen, daß man Afrikanistik, Lateinamerikanistik, Arabistik usw. studierte? Wohl kaum. Eher würde man doch aufhorchen oder gar stutzen, wenn von Jemenologie, Nigerianistik oder ähnlichen Dingen die Rede wäre. Das heißt, im Falle der Ostasienwissenschaften verhält es sich augenscheinlich so, daß aus bestimmten Gründen die Erweiterung des Blickes erst erfolgte, als sich mehrere Staaten dieses Raumes durch etwas hervortaten, was die Aufmerksamkeit der außenstehenden Beobachter (vor allem natürlich im "Westen") erregte.
Im folgenden werden in stark komprimierter Form einige der wesentlichen Faktoren zusammengestellt, die den 'appeal' Ostasiens ausgelöst haben und eine Antwort nicht nur auf die Frage "Warum Regionalwissenschaften?", sondern insbesondere auch auf das enger gefaßte "Warum Ostasienwissenschaften?" liefern könnten.

Die ökonomische Dimension.

Durch die Brille des Ökonomen betrachtet, liegt - statistisch untermauert - auf der Hand, daß die Region Ostasien in den vergangenen zwei, drei Jahrzehnten zu einer der dynamischsten Wachstumsregionen der Weltwirtschaft herangewachsen ist - eine Entwicklung, die aller Voraussicht nach in

[6] "China" schließt die VR China, Honkong und Taiwan, "Korea" Nord- und Südkorea ein.

absehbarer Zukunft anhalten wird. Das vielfach zur Erklärung des nachholenden Modernisierungsprozesses in den betroffenen Volkswirtschaften (Japan, VR China, ASEAN-Staaten, NIEs) herangezogene "Gänseflugmodell" stellt dabei nur eine der diversen Bemühungen dar, den Entwicklungen in Ostasien einen theoretischen Rahmen zu geben. Eine "Aufholjagd" der Staaten bzw. Volkswirtschaften vollziehe sich, und unter Nutzung ihrer jeweiligen komparativen Kostenvorteile näherten sich die Ökonomien langsam an.[7] Andere Ansätze heben eher auf die kooperativen Elemente ab und richten den Fokus auf Tendenzen von Regionalismus, Integration und regionaler Arbeitsteilung.

Die rasche, exportorientierte Industrialisierung und vor allem die Erfolge, die diese zeitigte, haben die zunehmende Hinwendung der Wirtschaftswissenschaften zur Region Ostasien in entscheidendem Maße mitbestimmt. So stehen die realen und potentiellen Freihandelszonen, die Sonderwirtschaftszonen oder auch die noch in den integrationspolitischen Kinderschuhen steckenden Gebilde zwischenstaatlicher regionaler Kooperation derzeit nicht mehr an der Peripherie des ökonomischen Betrachtungsspektrums, sondern sind energisch in Richtung des Zentrums aufgerückt.

Die politische Dimension

Daß die Vorgänge im wirtschaftlichen Bereich die Politik nicht unberührt lassen, ist keine neue Erkenntnis und darf als Axiom betrachtet werden. In welcher Reihenfolge die wechselseitigen Einflüsse sich vollziehen, ist dagegen nicht zwingend einer Gesetzmäßigkeit unterworfen. So, wie die Politik die Schranken für Handel und Investition öffnen kann, können auch die wirtschaftlichen Kontakte zwischen zwei oder mehreren Staaten dafür sorgen, daß die politischen Akteure sich zusammensetzen, um dem Wirtschaftsgeschehen einen durch Verträge, Abkommen, Agreements oder Institutionen stabilisierten Rahmen zu geben.

Beispielsweise trafen jüngst erst im jordanischen Amman politische Delegationen aus 53 Ländern der Nahost-Region, begleitet von zahlreichen Vertretern der Geschäftswelt, zusammen, um die Lösungsbemühungen des arabisch-israelischen Konfliktes durch verstärktes Marktengagement positiv voranzutreiben. Freilich müssen dort die politischen Probleme vorrangig behandelt werden, doch die Beispiele Ostasiens (Vietnam in der ASEAN; China-Taiwan u.a.m.) stehen im Hintergrund eindeutig Pate für die Idee, die Impulse der wirtschaftlichen Aktivitäten zu nutzen, um die politische Konfliktregulierung zu beschleunigen.

Während die Gestaltung der Europäischen Union von Anfang an in ganz erheblichem Maße auf den Ergebnissen politischer Gespräche basierte und von ihnen abhing, findet man in Ostasien die nahezu umgekehrte Situation vor, daß die Wirtschaftskontakte die Politik unter Zugzwang setzen; ein Vorgang, der in der Integrationstheorie gerne als "bottom-up"-Prozeß bezeichnet wird.[8]

Die Hauptakteure der politischen Integrationsleistung müssen keineswegs immer aus den politischen Eliten stammen; nicht der "Staat" und auch nicht die jeweilige nationale "Regierung" müssen unweigerlich die alleinig Handelnden sein. Vielmehr gibt es variable Formen substaatlicher, non-

---

[7] S. etwa Toshio Watanabe: A New Era Dawns in the Western Pacific; in: Japan Review of International Affairs, No. 2 (1989) : 163-170. _ S. dazu Wolfram Wallraf: Does Theory Matter? Zur Leistungsfähigkeit integrationstheoretischer Ansätze bei der Untersuchung asiatisch-pazifischer Realität; in: Welt Trends, Nr. 5 (1995) : 8-24 (bes. 21-24).

[8] S. dazu Wolfram Wallraf: Does Theory Matter? Zur Leistungsfähigkeit integrationstheoretischer Ansätze bei der Untersuchung asiatisch-pazifischer Realität; in: Welt Trends, Nr. 5 (1995) : 8-24 (bes. 21-24).

gouvernementaler und vor allem auch informeller Kontakte, die den Kuchenteig der regionalen Kooperation und Integration kneten.
Der vergleichenden Politikwissenschaft wird durch die Entwicklungen in Ostasien bzw. im asiatisch-pazifischen Raum ein Betätigungsfeld eröffnet, das zu erkunden nur eines zutage fördern kann und sollte: gewinnbringende Erkenntnisse für alle Beteiligten.
Zu einer Zeit, in der gerade die europäische Politikwissenschaft sich mit soviel Schwung und Elan auf das Forschungsobjekt "Europäische Union" geworfen hat, muß *jede* andere Region, in der sich Verklammerungsprozesse abzeichnen, als Komparationsexempel willkommen geheißen werden. Die Analyse der politischen Ingredienzen von Freihandelszonen wie AFTA und PAFTA im asiatisch-pazifischen, NAFTA im nordamerikanischen oder MERCOSUR im südlichen lateinamerikanischen Raum[9] ist um so wichtiger für den dauerhaften Bestand dieser Zonen, als die *sicherheitspolitische* Komponente innerhalb des modernen Konzeptes der "umfassenden Sicherheit" automatisch mit der wirtschaftlichen verknüpft ist.
Dazu kommt, daß es nicht zuletzt die Erfahrungen der Verhandlungspartner im asiatisch-pazifischen Raum sind, die in die europäisch-amerikanische Diskussion diffundieren, so daß etwa in dem visionären Modell einer transatlantischen Freihandelszone (TAFTA) verschiedene Konstitutionselemente der APEC wiederzufinden sind.[10]

Die gesellschaftlich-kulturelle Dimension

Der interkulturell kompetente (oder sich zumindest dafür haltende) Mensch der neunziger Jahre dieses Jahrhunderts wird kaum mehr mit seinen Erkenntnissen und Erlebnissen an die Öffentlichkeit treten, ohne auf die *Werte* zu verweisen, die den Kulturen immanent und prägend für das wirtschaftliche und soziale Verhalten der Menschen sein sollen. Dabei zirkulieren seit geraumer Zeit insbesondere die Insider-Interpretationen in bezug auf *die asiatischen Werte*, denn schließlich erwartet man am Ende der Geschichte (Francis Fukuyama) das pazifische Jahrhundert und den Kampf der Kulturen (Samuel Huntington), in welchem diese Werte einen vorrangigen Stellenwert einnehmen würden.[11]
Nur: Wer definiert auf welcher Grundlage *die* westlichen, *die* asiatischen, *die* arabisch(-islamisch)en usw. Werte? Wer beschwört kulturelle Zusammenstöße und definiert das Eigene über das Fremde, und zwar vornehmlich den Orient über den Okzident? - Es ist - leider - allzu oft der oben erwähnte Mensch, der vor lauter interkultureller Kompetenz die ihn heimsuchende interkulturelle Impotenz übersieht. Denn ganz nach der Redensart, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen, bergen unreflektiertes "going native", überstrapaziertes Adaptionsgebaren und ähnliche gutgemeinte Umgehensweisen mit Fremdkulturen immer auch die Gefahr der (Auto-) Suggestion und Fehlbeurteilung des eigenen Verhaltens.

---

[9] AFTA = ASEAN Free Trade Area; PAFTA = Pacific Asia Free Trade Area; NAFTA = North American Free Trade Agreement; MERCOSUR = Mercado Comoen del Cono Sur (Gemeinsamer Markt im Süden Lateinamerikas).
[10] APEC = Asia Pacific Economic Cooperation, organisiert als asiatisch-pazifisches Wirtschaftsforum. Aufgenommen wurde z.B. das APEC-Modell der "Group of Eminent Persons". S. dazu FAZ, 02.06.1995, S. 16: "Amerikaner und Europäer arbeiten am gemeinsamen Wirtschaftsraum".
[11] Zur Wertedebatte s. Manfred Mols/Claudia Derichs: Das Ende der Geschichte oder ein Zusammenstoß der Zivilisationen? Bemerkungen zu einem interkulturellen Disput um ein asiatisch-pazifisches Jahrhundert; in: Zeitschrift Für Politik, Heft 3 (Sep. 1995) : 225-249.

Die "fremde" Gesellschaft so anzunehmen, wie sie war, ist und sein wird, ihr nicht mit kritikloser Sympathie, sondern offener Empathie zu begegnen, ihre kulturellen Eigenheiten weder zu ignorieren noch zum Maß aller Dinge zu machen und nicht zuletzt im Bewußtsein der weltweiten kulturellen Heterogenität die Chance zu nutzen, vom "Anderen" zu lernen (nicht zu imitieren), sollte Ziel einer jeden Beschäftigung mit fremdkulturellen Phänomenen sein. Der Weg zu diesem Ziel kann freilich niemals ohne, doch mit weitaus weniger Stolpern beschritten werden, wenn Studiengänge wie die Regionalwissenschaften eine sinnvolle Art der Auseinandersetzung und Umgangsweise mit der Fremdkultur vermitteln.
So betörend exotisch die Vorstellung von einem pazifischen Zeitalter dem einen, so alarmierend gefährlich erscheint sie dem anderen. Deshalb interessieren sich beide dafür, und das ist zunächst auch nicht verkehrt. Das gesteigerte Interesse z.B. an den 'wilden kleinen Tieren' Ostasiens - Drachen und Tiger - führt allerdings sowohl in den Ländern selbst als auch von externer Seite immer noch häufig zu dem apodiktischen Pauschalurteil, daß jeglicher politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Sachverhalt im Grunde auf *den Konfuzianismus* und seine gesellschaftlichen Auswirkungen zurückzuführen sei.

Der soziologischen, kulturanthropologischen, sozialgeographischen und tout court auch der (sozial-)historischen Beschäftigung mit den Ländern des "konfuzianischen Kulturkreises" darf daher sicher die Erwartungshaltung entgegengebracht werden, eine Klischee und Wirklichkeit entzerrende Wirkung hervorzubringen.

Fazit

Die "Ostasienwissenschaften" sind nicht das Alpha und Omega der "Regionalwissenschaften", doch sie sind ein wesentliches Segment der Regionalwissenschaften und als solches immer ein ertragreiches Forschungsterrain - nicht nur zu Zeiten des Globalismus-Trends, nicht nur zu Zeiten des Regionalismus-Phobie und nicht nur zu Zeiten des multikulturellen Chics.[12]
Die Regionalwissenschaften werden die eingehende Erforschung von Einzelgesellschaften nicht ersetzen können, denn dadurch würden die Erkundung der Eigenheiten einer jeden Gesellschaft willentlich und wissentlich vernachlässigt; Regionalwissenschaften können jedoch sehr wohl das Interesse für einen geographischen und/oder kulturellen Großraum wecken und dazu motivieren, sich trotz intensiver Befassung mit *einem* Land der Region den Blick über den Tellerrand desselben offen zu halten.
Die Informationsgesellschaft und die mit ihrer Genese einhergehenden, schier unbegrenzten Mobilitäts- und Kommunikationsmöglichkeiten tragen unbestrittten zu schneller, kompakter und äußerst vielfältiger Kenntniserweiterung bei. Medien, Datenbanken, Computernetze und dergleichen mehr ermöglichen das Abrufen nahezu aller gewünschten Informationen aus aller Welt; was indes auf der Strecke bleibt, ist das sinnvolle 'handling' der Informationsschwemme, mit der das Individuum zunehmend konfrontiert wird. Selektion des im Sinne der Zielsetzung Wesentlichen, kritische Hinterfragung und vor allem Anwendungsbezug sind nicht a priori im Info-Service inbegriffen. Das Wissen um die Handelsverflechtungen im asiatisch-pazifischen Raum legitimiert nicht die Behauptung, es handele

[12] Die Formulierung mag mit einem Beispiel aus der Werbung einer Bekleidungsfirma unterlegt werden (1994): "modischer Rock mit Ethno-Muster".

sich dort um Regionalismus mit Tendenz zur Marktabschottung; genauso wenig berechtigt die Erkenntnis, daß der Modernisierungsprozeß in Korea spezifische Charakteristika aufweist, zum genügsamen Zurücklehnen in dem Glauben, den Kern des asiatischen Wirtschaftswunders offengelegt zu haben...

Die Unterfütterung der Informationsmasse mit wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen, die Anleitung zu wachsamem Umgang mit Information sowie die Verdeutlichung von Zusammenhängen globaler und regionsspezifischer Art ist nicht leistbar, wenn kein Bewußtsein für die Notwendigkeit solcher Leistungen besteht. Das heißt, Bewußtseinsschaffung auf der einen, plus Akzeptanz und Würdigung der wissenschaftlichen Aktivität durch 'die Praktiker' auf der anderen Seite sind mehr denn je gefragt, wenn Elefantengehabe im Porzellanladen des "global village" vermieden werden soll.

Warum Regionalstudien, warum Ostasienwissenschaften?

von Winfried Flüchter

Daß die Frage nach dem Sinn von Regionalstudien überhaupt gestellt wird, zeigt, wie legitimierungsbedürftig die im angelsächsischen Raum und in Japan schon lange etablierten "Area Studies" in Deutschland immer noch sind. Regionalstudien stoßen hierzulande vor allem von zwei Seiten auf Skepsis. Sowohl aus *wissenschaftlicher* Sicht als auch aus *beruflicher* Perspektive haftet ihnen der Vorwurf des Dilettantismus an: Die Absolventen regionalwissenschaftlicher Studiengänge seien zwar Experten für eine bestimmte Region, nicht jedoch - und vor allem darauf komme es an - Fachleute im sektoralen Sinne, also im Hinblick auf eine bestimmte Disziplin, die vertieft Grundwissen und Methodiken vermittle und analytisches Denken schärfe. Dieser Vorwurf scheint auf den ersten Blick durchaus Berechtigung zu haben. Im Bereich der *Wissenschaften* ist die Spezialisierung dermaßen vorangeschritten, daß es innerhalb der Einzeldisziplinen immer schwieriger wird, den Überblick zu behalten. Setzt sich ein interdisziplinär arbeitender Regionalwissenschaftler angesichts stetig fortschreitender Spezialisierung nicht von vorn herein dem Vorwurf mangelnder wissenschaftlicher Seriösität aus? Auf dem *Arbeitsmarkt* sind in Deutschland, wenn es um Qualifikationen geht, nach wie vor Spezialisten gefragt. "Orchideenfächer" wie Japanologie, Sinologie, Koreanistik oder Arabistik bilden zwar auch (philologische) Spezialisten aus, standen jedoch - und stehen z.T. noch - vor dem Problem, sektoral "alles und nichts" abzudecken. Die Berufsaussichten dieser Fächer sind vor allem dann alles andere als günstig, wenn sie den Vorwurf mangelnder Systematik und zu geringer Gegenwarts- und Praxisorientierung nicht entkräften können.
Andererseits: In einer schnell-lebigen Zeit veraltet Spezial- und Detailwissen in immer kürzeren Abständen. Konsequenz: Der Bedarf an Generalisten nimmt zu. In Zukunft geht es mehr um die Vermittlung von Lern-Fähigkeiten (z.B. Informationserschließung und -verarbeitung) als um die Stärkung der traditionellen Ausbildung nach Fächern. Was Peter Meyer-Dohm (Ex-Rektor der Ruhr-Universität Bochum und Ex-Manager bei VW) kürzlich als Mittelpunkt einer neuen Schulreform postuliert hat (Süddeutsche Zeitung, 25.9.1995, S. 5), könnte man auf Bildungsreformen generell übertragen: Immer wichtiger erscheint heute, *wie* man lernt, als *was* man lernt. Japanische Unternehmen bevorzugen gegenüber dem Spezialisten traditionell den Generalisten , der sich nach gewöhnlich nur vierjähriger Universitätszeit durch "training on the job" und "learning by doing" bewähren muß. Außerdem: Fortschreitende Spezialisierung führt zu immer tieferen Kenntnissen von immer Weniger - "Weniger" hier freilich nicht als qualitative Kategorie verstanden; denn Spezialisierung bedingt zunächst einmal Fortschritt. Die Natur- und Ingenieurwissenschaften, die Medizin und Umwelttechnologie sind dafür prototypisch. Andererseits: Unsere Welt ist zunehmend miteinander verflochten - wirtschaftlich, zivilisatorisch, kulturell, gesellschaftlich, politisch, ökologisch. Dies bedeutet für die Fachwissenschaften, daß sie der Gefahr der Selbstüberschätzung und übertriebener technokratischer und eindimensionaler Standpunkte erliegen. Dagegen bietet Interdisziplinarität die Möglichkeit, auf der Basis von Fachkenntnissen Problemfelder in ihrer Komplexität zu erkennen, sie zusammenhängend zu analysieren und so einseitigen Bewertungen vorzubeugen. Sie trägt außerdem dazu bei, Blickverengungen des eigenen Faches aufzuzeigen, die Fach-Hybris abzubauen und sich von anderen Fächern anregen zu lassen. Für ein "synoptisches" Fach wie die Geographie, die ich im

Bereich der Ostasienwissenschaften in Duisburg vertrete, hat dies Tradition, bedeutet dies Schwäche (Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit) und Stärke (Fähigkeit zu integrativem Denken) zugleich. Forschungsobjekt der Geographie ist der "Raum" in verschiedenen Maßstabsebenen, darunter auch die "Region". Geographen arbeiten oft fachübergreifend (teils an der Nahtstelle von Natur-, teils an der von Geistes- und Sozialwissenschaften), allerdings in einem bestimmten Sektor möglichst tiefgründig. Ähnlich weitgefächert ist das Themenspektrum der Historiker in Bezug auf ihren Forschungsgegenstand, die Zeit.Auch Politik und Wirtschaft haben "die Region" entdeckt, insbesondere die ökonomisch erfolgreichen, aber auch die risikobehafteten Räume. Beispiele für die Hinwendung zu ersteren sind die Gründung des Asien-Pazifik-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft 1993, in dem die Bundesregierung ihr Asienkonzept vorlegte, oder die ein Jahr darauf beschlossene Asienstrategie der Europäischen Union. Nach dem Ende des Kalten Krieges sind insbesondere auch ethnische, religiöse und kulturelle Determinanten als Erklärungsmuster für sozio-ökonomische Zusammenhänge und ihre räumliche Differenzierung außerordentlich stark in den Vordergrund gerückt. Nachdenklich macht die von Samuel P. Huntington (Politikwissenschaftler an der Harvard University) 1993 ausgelöste Debatte über den in Zukunft zu erwartenden "clash of civilizations" - den Zusammenprall der Zivilisationen, der Kulturen - vor allem zwischen der westlichen, islamischen und konfuzianischen Welt. In den Dimensionen von Raum und Zeit wächst unsere Erde mit fortschreitender Technik immer mehr zusammen, dergestalt, daß im Rahmen der Postmoderne-Diskussion von einer "progressiven Einschrumpfung des Raumes", einem "Zeit-Raum-Kollaps" die Rede ist. Brauchte man noch in der frühen Nachkriegszeit für eine Schiffsreise nach Ostasien mehrere Wochen, so ist heute ein Direktflug von Frankfurt nach Tokyo in elf Stunden möglich. Neue Telekommunikations- und Informationssysteme haben die Globalisierung der Wirtschaft forciert. "Coca Colaisierung" und "Mac(Donald)-isierung" werden als Ausdruck einer weltweiten zivilisatorischen Uniformierung gewertet. Das raum-zeitliche Zusammenschrumpfen der Erde und die Globalisierung der Wirtschaft können gefährlicherweise dazu verleiten anzunehmen, man habe die Welt schon "im Griff", könne sie universalistisch deuten.Die Schnelle und Oberflächlkeit der Begegnungen mit kulturell stark kontrastierenden Regionen und ihren Menschen verführt dazu, Regionalspezifika einerseits völlig zu ignorieren, andererseits ihnen den Stempel des Exotischen, Konstanten, "Einmaligen" aufzudrücken, darüber hinaus möglicherweise gar noch ideologisch oder emotional zu argumentieren. Gefährlich wird es vor allem dann, wenn ein sog. "Experte" (selbsternannt oder von seinen Landsleuten mangels eigener Erfahrung als solcher apostrophiert) nach einer gewissen Zeit der Erfahrung in einem ihm fremden Kulturraum bereits glaubt, den "Durchblick" zu haben - auch ohne vertiefte Sprach- und Landeskenntnisse - und in vielerlei Hinsicht souverän genug zu sein. In diesem Glauben vermengen sich Selbstüberschätzung, Effekthascherei oder auch Naivität. Dies drückt sich z.B. darin aus, alles für bare Münze zu nehmen, was man etwa über Japan mittels englischsprachiger japanischer Kontaktpersonen weiß bzw. im Schnellschuß-Denken assoziiert. Mit diesem Dünnbrettbohrertum kontrastieren in einem Raum von großer kultureller Distanz langjährig erfahrene und auch sprachlich versierte Experten, die im sokrateischen Sinne kokettieren: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Je intensiver ich mich mit Ostasien beschäftige, um so mehr werde ich mir meiner Aporie bewußt. Dieses "Understatement auf hohem Niveau" mag sympathisch erscheinen und nachdenklich stimmen, bringt jedoch in der praktischen Umsetzung keine entscheidenden Impulse. Vor allem: es überläßt denen das Feld, die dort am wenigsten zu bestellen haben.Zunehmend mehr Menschen aus kulturell unterschiedlichen Räumen begegnen sich immer häufiger - dabei aber zumeist höchst oberflächlich. Dies birgt die Gefahr, daß die eigene kulturelle und regionale Identität überbewertet wird und zugleich Animositäten

gegenüber dem Fremden sich verstärken. Dabei sind aufkommende Egoismen im ökonomischen, sozialen, politischen und ökologischen Bereich nicht zu unterschätzen. Angesichts der fortschreitenden Welt-Vernetzung, die großartige Chancen bietet, aber auch erhebliche Probleme auslöst, ist ein *seriöses Informations- und Risikomanagement* nötig, ist *interdisziplinäre, kulturelle und interkulturelle Kompetenz* gefragt. Diesbezüglich können manche Länder Ostasiens uns als Vorbild dienen. Das Wissen über andere Länder, der Wissenstransfer aus anderen Ländern sowie die Wissensdiffusion im eigenen Land haben vor allem in Japan einen herausragenden Stellenwert, dergestalt, daß das japanische Informationsmanagement bisweilen als der größte Wettbewerbsvorteil des Landes angesehen wird. Vor diesem Hintergrund scheint bei uns die Steinzeit noch nicht ganz überwunden zu sein. Aus der Fülle der Beispiele sei lediglich der Auslandsjournalismus in Ostasien angeführt. Es ist geradezu unglaublich, daß immer noch wenige Auslandskorrespondenten in Japan über solide Sprachkenntnisse verfügen - und damit kaum einen Zugang zu Primärinformationen und (japanischem!) Insiderwissen haben. Wie kann man quasi als Analphabet über ein kulturell so andersartiger Land seriös berichten? Wäre Gleiches für Auslandskorrespondenten in Deutschland vorstellbar? Die deutsche Wirtschaft, so heißt es 1993 in einem offenen Brief des Vorsitzenden des Deutsch-Japanischen Wirtschaftskreises, Ruprecht Vondran, braucht Ostasien-Experten, um den Herausforderungen Ostasiens gewachsen zu sein: Fachleute, die über spezielle Kenntnisse der ostasiatischen Länder, ihrer sprachlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Eigenheiten und damit auch unserer Absatz- und Investitionschancen verfügen. Längst nicht nur Wirtschaftskreise wünschen sich hierzulande umfassendes Wissen und zuverlässige Analysen über einen Kulturerdteil, dessen Wirtschaftserfolge Aufsehen erregen, über den aber scheinbar unauslöschliche Vorurteile und Fehlinformationen weit verbreitet sind. Die daraus resultierenden Pannen sind nicht nur politisch brisant und gesellschaftlich peinlich, sie richten auch in ökonomischer Hinsicht Schaden an, über dessen Ausmaß man sich hierzulande noch keine rechten Vorstellungen macht. Mangelnde Kompetenz im Umgang mit Ostasien ist in vielerlei Hinsicht kostspielig. Erübrigt sich damit die Frage nach der Notwendigkeit ostasiatischer Regionalstudien? Keineswegs, so scheint es - jedenfalls nicht im Hinblick auf berufliche Perspektiven. Eine im Mai 1995 in Berlin vom Asien-Pazifik-Ausschuß der Deutschen Wirtschaft und von der Deutschen Gesellschaft für Asienkunde durchgeführte Podiumsdiskussion zum Thema "Braucht die deutsche Wirtschaft die Asienwissenschaften?" hatte Ergebnisse zur Folge, die auch von anderen Veranstaltungen sowie aus jüngeren Umfragen zu diesem Thema bekannt sind: die Unternehmensvertreter stehen den (ost)asienbezogenen Studiengängen eher skeptisch bis ablehnend gegenüber, kritisieren die zu geringe Vermittlung praktisch anwendbaren Wissens sowie die Theorielastigkeit und Länge des Studiums. Bei einem wirtschaftlichen Engagement in Asien reicht ihnen ein fachlich versierter Mitarbeiter mit Englisch- und oberflächlichen Landeskenntnissen aus, wenn nicht gar "Outsourcing" bevorzugt wird: die Rekrutierung einheimischen, "billigeren" Personals an Stelle überqualifizierter und zu teurer Fachleute aus Deutschland.Bei allem Verständnis für die Notwendigkeit einer stärkeren Bedarfs- und Praxisorientierung des Studiums: Die Universität hat aus meiner Sicht zwar auch, aber nicht primär die Funktion, qualifizierte Absolventen für die Wirtschaft auszubilden. Ihre Hauptaufgaben sind Forschung und Lehre, deren Inhalte sie selbst bestimmt. Diese orientieren sich an dauerhafter Relevanz. Aus universitärer Sicht sind ostasiatische Regionalstudien langfristig sowohl sehr sinnvoll (in der Theorie) als auch von großer Bedeutung (in der Praxis). Sie werden angeboten - unabhängig von der (noch) zurückhaltenden Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt. In diesem Zusammenhang erlaube ich mir zwei Anmerkungen:Erstens sind im Umgang mit Ostasien Ignoranz und Arroganz vieler Unternehmensvertreter, namentlich solcher in den Vorstandsetagen, offen-

sichtlich noch weit verbreitet. Die Klagen vieler Mitarbeiter deutscher Firmen in Ostasien stimmen darin überein, daß auf oberster Management-Ebene das Verständnis für die Wichtigkeit einer guten Vorbereitung und Unterstützung des in Ostasien eingesetzten Personals fehle. Es werde zu kurzfristig disponiert. Der Abbau der mentalen Barrieren im Vorstand der Unternehmen sei viel schwieriger als der Aufbau von Ostasien-Qualifikationen der Mitarbeiter. Folker Streib (Ex-Präsident der DIHK in Japan und langjähriger General Manager der Commerzbank in Tokyo) hat dies in seinem Festvortrag anläßlich der Eröffnung des Duisburger Instituts für Ostasienwissenschaften am 1.2.1995 mit dem Appell verknüpft, daß ein Japan-Engagement und Japan-Know-how von der gesamten Geschäftsleitung des Stammhauses als notwendig angesehen und getragen werden müsse. Die deutsche Wirtschaft hat Ostasien mit seinen unbestreitbar großen Marktchancen noch nicht so recht wahrgenommen. Nahe liegende oder vertraute Märkte wie Europa, USA, neuerdings auch Osteuropa erscheinen viel lukrativer, sind weniger "anstrengend". Dagegen gilt der ostasiatische, vor allem der japanische Markt wegen des harten Wettbewerbs und kultureller Barrieren als "schwierig". Sähe man diesen Markt als Herausforderung an, würde man ihn positiv benennen: "anspruchsvoll". Nur wer sich hier langfristig engagiert, "bleibt am Ball", "spielt erstklassig", verdient gut. "Billiger" davonzukommen, indem man ausschließlich ausländischen Kräften vor Ort vertraut statt auch auf Eigenengagement und Eigenpersonal zu bauen, bedeutet nicht nur mangelnde Erfolgskontrolle und Auslassen von Chancen, sondern kennzeichnet auch eine kurzfristige, ja statische Denk- und Handlungsweise. Sie unterliegt einer fatalen Unterschätzung der Dynamik Ostasiens und einer selbstgefälligen Überschätzung der eigenen Position, die sich, eurozentrisch-selbstbewußt, scheinbar nie in Frage stellt, über den Sinn auch des "Lernens von anderen" nicht nachdenkt.Zweitens scheint die Wirtschaft im Hinblick auf die Rekrutierung vermeintlich fehlender Ostasienexperten noch gar nicht so recht zur Kenntnis genommen zu haben, daß es an deutschen Universitäten seit einigen Jahren neue Ostasien-Studiengänge gibt, die bei den Unternehmen aufhorchen lassen müßten. Diese Studiengänge vermitteln neben hervorragenden Kenntnissen der modernen ostasiatischen Sprachen auch fachbezogene Grundlagen- und Methodenkenntnisse in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Darüber hinaus sind sie gegenwartsbezogen, praxisorientiert und interdisziplinär - der integrierte Diplomstudiengang "Ostasienwissenschaften" an der Universität Duisburg ist dafür beispielhaft. Sie versuchen, nicht nur wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen, sondern auch ihren Absolventen ein vielfältiges Tätigkeitsspektrum zu eröffnen, z.B. im Bereich der Wirtschaft, des öffentlichen Dienstes, der Medien, der Forschung sowie internationaler Organisationen. Dagegen gehen viele Unternehmensvertreter wohl immer noch davon aus, daß die Richtung der Ostasienwissenschaften von traditionellen, philologisch ausgerichteten Fächern (deren Wert als solcher hier gar nicht in Frage gestellt sei) bestimmt werde.Zur Entlastung der Vertreter der Wirtschaft muß fairerweise angemerkt werden, daß die ersten Absolventen moderner ostasienbezogener Studiengänge gerade erst dabei sind, auf den Arbeitsmarkt zu kommen. Außerdem müssen wir, die Vertreter der Ostasienwissenschaften an den Universitäten, uns fragen, ob wir trotz intensiver Bemühungen um Außenwerbung unser Anliegen wirksam genug vermittelt haben. Dabei geht es nicht nur um die Verantwortung der Professoren für die Berufschancen ihrer Absolventen, sondern auch um volkswirtschaftliche Belange. Mit Mitteln des deutschen Steuerzahlers bilden wir junge Leute aus, die durch den erfolgreichen Abschluß eines außerordentlich arbeitsintensiven, interdisziplinären, gegenwarts- und praxisorientierten Studiums nachweisen, daß sie auf dem internationalen Arbeitsmarkt ein Humankapital ersten Grades sind - vor allem dann, wenn sie individuell als Persönlichkeiten überzeugen können. Dieses Leistungs-, Kommunikations- und Kreativpotential ignorieren heißt, langfristig der ausländiieren heißt, langfristig der

ausländischen, ostasiatischen, vor allem der japanischen Konkurrenz zuzuarbeiten. International operierende Rekrutierungsfirmen werben um die Besten unserer Absolventen. Kann die deutsche Wirtschaft es sich erlauben, tatenlos zuzusehen?